



Apfel-
blüten
im ROMAN
August

ANN
PEARLMAN

Marion von Schröder

Auf der Schwelle

Sky

Jeder Tag ist ein Balanceakt zwischen Normalität und Tragödie.

Mit diesem Gedanken schrecke ich aus dem Schlaf.

3 Uhr 42, verkünden die grünen Ziffern auf meinem Wecker. Der Rest des Zimmers liegt im Dunkeln, durchdrungen nur von dem grünen Lichtstrahl. Warum wache ich jeden Morgen genau um die gleiche Zeit auf? 3 Uhr 42. Als hätte Mias Tod mir eine innere Weckzeit eingepflanzt.

Troy liegt da, eingekuschelt, mit gefalteten Händen.

Aus Rachels Zimmer kommt kein Laut.

Die Klimaanlage springt an.

Manche Menschen schleichen vorsichtig auf Zehenspitzen an den Abgründen vorbei, die sich zu beiden Seiten unseres Lebensweges auftun, andere hüpfen fröhlich weiter und ignorieren sie. Und ich? Ich dachte, wenn ich immer schön geradeaus gehe, wenn ich mein Ziel fest im Auge behalte und unterwegs erledige, was ansteht, dann bin ich in Sicherheit. Mein Plan war, mir ein gutes Sicherheitsnetz zu weben, um lauernes Unheil abzuwenden.

Ich hatte immer das Gefühl, dass mein Vater selbst schuld war, dass er gestorben ist. Was sonst soll ein Kind auch denken, wenn die Eltern ihm allmächtig erscheinen?

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hat mich sein Tod ge-

troffen, wie ein sonderbares, tödliches Fingerschnippen. Gerade noch hatte er mich auf der Schaukel angeschubst, mit ausgestreckten Armen, so dass ich über seinem Kopf schwebte, hatte »Flieg, Sky, flieg«, gerufen und mich so hoch empor-schweben lassen, dass ich mit den Zehen fast die Wolken be-rührte. Ich sah die Sonne auf seinen Haaren schimmern, ich sah die roten und gelben Herbstblätter, verschwommen, weil ich so schnell an ihnen vorbeisauste. Oder habe ich diese letzte Erinnerung an meinen damals noch gesunden Vater so gehegt und gepflegt, dass ich die Bäume im Park selbst hinzugedich-tet habe, weil ich sie so gut kenne, obwohl in Wirklichkeit nur der Himmel zu sehen war, der Himmel und der Wind auf meiner Haut, der mich streichelte, während ich zu ihm empor-flog?

Am nächsten Tag wurde mein Vater ins Krankenhaus ge-bracht.

Eine Woche später war er tot.

Ich war sieben Jahre alt.

Er war vierunddreißig.

Damals versuchte Mom mir einzureden, dass er immer in meiner Nähe bleiben und mich immer lieben würde. Aber ich sah nur, wie ihre Zunge beim Sprechen ihre Zähne berührte und wie ihre Lippen sich bewegten, und was sie sagte, ergab für mich überhaupt keinen Sinn.

Und so ist es bis heute geblieben.

In meiner Klasse war ich die Einzige, deren Vater gestorben war, und die anderen Kinder ignorierten mich, als wäre der Tod eines Vaters eine ansteckende Krankheit. Bis zum ersten Jahr in der Highschool kannte ich niemanden in meinem Al-ter, der einen toten Vater hatte. Dann starb der Vater eines Mitschülers an einem Herzinfarkt. Eine Woche lang fehlte der Junge, die anderen flüsterten, und als er zurückkam, lachte er über einen Witz, als wäre nichts geschehen. Ich kannte dieses

Spiel, weil ich es als Siebenjährige auch gespielt hatte. Wenn man so tut, als wäre alles normal, dann ist es vielleicht auch so, wenigstens für ein paar Minuten. Und manchmal, manchmal funktioniert das sogar, was gleichzeitig beängstigend und beglückend sein kann.

Für ein paar Minuten vergisst man, dass man einen toten Vater hat.

3 Uhr 45.

Aber ich schweife ab. Ich weiß wirklich nicht, warum ich jeden Morgen an ihn denken muss. Vermutlich, weil sein Tod eine schreckliche Veränderung war, die mein Leben völlig aus der Bahn geworfen hat. Manche Dinge passieren plötzlich, andere bahnen sich langsam an. Zum Beispiel, wenn man nach langem Kampf an Krebs stirbt. Aber ich konnte mich nicht darauf vorbereiten, ich hatte nicht mal Zeit, Angst zu haben. Es ist einfach passiert.

Peng.

Manchmal überlege ich, wie mein Leben wohl verlaufen wäre, wenn mein Vater nicht gestorben wäre.

Erste Möglichkeit: Tara wäre nicht meine Schwester.

Wahrscheinlich hätte ich eine andere Schwester. Oder einen Bruder.

Tara war ein peinliches Kind, aus dem ein rebellischer Teenager wurde. Sie war mir überhaupt nicht ähnlich. Vermutlich kommt es zum Teil daher, dass wir unterschiedliche Väter haben.

Aber am meisten Gedanken mache ich mir wegen Troy. Ich habe Troy in der achten Klasse kennengelernt, und seither sind wir unzertrennlich. Irgendwo hab ich mal gelesen, dass Mädchen, die ohne Vater aufgewachsen sind, oft frühe und rasch wechselnde sexuelle Beziehungen eingehen, um die Sehnsucht nach einem Mann in ihrem Leben zu stillen. Ich denke, ich habe ziemlich früh Sex gehabt, aber immer nur mit einem ein-

zigen Mann. Mit Troy nämlich. Mein bester Freund, mein Seelenpartner und jetzt endlich auch der Vater meines Babys.

Endlich deshalb, weil Troy und ich nicht nur perfekt zusammenpassen, sondern obendrein auch noch genetisch teilweise übereinstimmen. Deshalb besteht bei jeder Empfängnis die fünfzigprozentige Chance einer tödlichen Erbkrankheit, was bei uns zu drei Fehlgeburten und einer Totgeburt geführt hat. So viele Tode. Ich hätte alles für ein gesundes Baby hergegeben. Bitte, lieber Gott, schenk mir ein gesundes Kind. Bitte. Ich bettelte, ich feilschte, als könnte man mit der Zukunft einen Deal aushandeln. Ich überlegte, was ich der Zukunft versprechen könnte, was ich herzugeben bereit wäre.

Irgendwann wurden meine Gebete erhört. Und ich hatte nichts hergeben müssen. Rachel war einfach da, trotz allem. Rachel mit den grauen Augen meines Vaters, die mir vorkommen, als hätte er ihr einen Teil von sich geschenkt. Wenn ich in ihre Augen schaue, sehe ich ihn. Dann sehe ich, dass er mich liebt und mich beschützt. Genau wie Mom es mir damals versprochen hat. Seine Augen und das Kratzen seiner Bartstopeln, das sind meine lebhaftesten Erinnerungen an ihn, und manchmal – aber nur manchmal – fühlt Troys Gesicht sich fast genauso an, nur ein wenig weicher.

4 Uhr 15.

Sei dankbar für das, was du hast. Troy dreht sich zu mir um, zieht mich zu sich herüber und kuschelt sich an mich. Vorsichtig wende ich den Kopf und sehe im schwachen Morgenlicht, das durchs Fenster hereindringt, wie seine Augen sich unter den Lidern bewegen. Er träumt. Bald werde ich Rachels Bettchen knarren hören – dann weiß ich, sie zieht sich an den Gitterstäbchen hoch, hält sich fest, fängt an zu hüpfen und ruft, Mommymommymommymommy, Daddydaddydaddydaddy.

Seit Mia tot ist, wache ich morgens früh auf und versuche,

mir einen Reim darauf zu machen. Auf der Uhr leuchtet die grüne Digitalanzeige. Im Haus ist es still, als könnte ich die Antwort auf eine Frage, die ich nie gestellt habe, in Troys und Rachels regelmäßigen Atemzügen finden.

Ich bin okay. Troy ist okay. Rachel ist okay. Ich bin traurig. Weiter nichts. Das Leben ist unfair. Sehr unfair.

Aber das weiß jeder.

Vor allem Juristen. Denn wir versuchen ja, das Leben fair zu machen, genau das ist unsere Mission. Für jeden faire Bedingungen zu schaffen. Missstände zu beheben.

Passiert ist Folgendes: Mia war meine beste Freundin, meine BF. Wir haben uns im Studium kennengelernt, in einer Arbeitsgruppe über Schadensersatzrecht. Sie versuchte schwanger zu werden, nachdem sie eine Totgeburt gehabt hatte. Gemeinsam kämpften wir mit der Rechtsprechung, mit der Fruchtbarkeit und bereiteten uns nebenbei auf den Brustkrebs-Marathon vor. Ich mit Troy und Mia mit ihrem Mann Marc gingen zusammen in den Rocky Mountains campen und versuchten uns in Las Vegas am Glücksspiel. Wir sprachen darüber, zusammen eine Kanzlei aufzumachen. Dann nahm Mia Medikamente, um den Eisprung anzuregen, und bekam davon eine Zyste. Als sie sich die Zyste wegoperieren ließ, reagierte sie allergisch auf das Narkosemittel und fiel ins Koma. Sie war hirntot, und wir sahen zu, wie diverse Geräte ihr Luft in die Lungen pumpten und Flüssigkeit und Nährstoffe in die Adern filtrierten. Nach vier Tagen zog Marc den Stecker aus den Maschinen. Wir hielten uns an den Händen und weinten.

Als die Beatmung stoppte, herrschte plötzlich gespenstische Stille.

Ein träges Echo im Raum. Dann war Mia tot.

Sechszwanzig Jahre alt und tot.

Das ist noch schlimmer als vierunddreißig.

Seither wache ich morgens mit einem Ruck auf und versuche daraus schlau zu werden.

4 Uhr 30.

Warum dreht sich mein Leben um Tragödien, wo ich für so viele Dinge dankbar sein kann? Ich habe Rachel. Troy. Einen Job, den ich liebe. Einen Chef, der akzeptiert, dass ich halbtags arbeite, bis Rachel ganztags in die Vorschule kann.

Als ich erfuhr, dass die Resultate von Rachels genetischen Tests in Ordnung waren, habe ich Mia gefragt: »Du bist darüber jetzt hoffentlich nicht so traurig, dass wir keine Freundinnen mehr sein können, oder?«

Wir hatten gerade unseren Fünf-Meilen-Lauf am Strand absolviert, ich war schon ziemlich langsam wegen der Schwangerschaft, wir waren beide außer Atem, und Mia antwortete: »Ich wollte, es wäre mir passiert, aber wenn ich schon nicht schwanger sein kann, dann bin ich froh, dass wenigstens du es bist.« Es war Winter in Kalifornien, es gab nicht so viele Blumen wie sonst, nur ein paar schwächliche Fleißige Lieschen. Wir waren am Strand gelaufen, wo der Wind uns kühlte, und jetzt wanderten wir durch einen Yachthafen, in dem sich der wolkenlose Himmel und ein paar Palmen spiegelten.

»Wir können sie uns teilen. Du kannst jederzeit rüberkommen und dein Babybedürfnis befriedigen.«

»Ich werde dich einholen. In ein paar Monaten wirken die neuen Medikamente, und dann schieben wir beim Joggen beide einen Kinderwagen vor uns her.« Ich dachte: Taras Baby ist sechs Monate älter als Rachel, vielleicht wird Mias Baby sechs Monate jünger als Rachel. Ich mag Symmetrie. Seither sind über zwei Jahre vergangen.

Und alles kam ganz anders.

Vor einer Woche ist Rachel zum ersten Mal in ein Schwimmbaden gehüpft, und ich griff zum Telefon, um Mia anzurufen.

Dann fiel mir wieder ein, dass sie tot ist, und ich ließ den

Arm sinken. Einmal habe ich einer Frau in Nordstrom-Schuhen »Mia!« nachgerufen. Dann wurde ich knallrot und schämte mich.

Ich vermisse sie, ganz egoistisch. Ich vermisse sie, weil sie nicht mehr für mich da ist.

Aber hauptsächlich vermisse ich sie einfach. Es ist, als würde ich an ihrer Stelle ihr Leben vermissen. Wenn ich versuche, das zu erklären, starrt selbst Troy mich verständnislos an. Ich stelle mir vor, dass Mia darüber, dass sie den Rest ihres Lebens nicht mehr leben kann, genauso traurig wäre wie ich jetzt. Aber das weiß sie ja nicht. Sie weiß ja nicht einmal, dass sie gestorben ist. Ich trauere um Mia, als wäre ich Mia, die um ihr eigenes Leben trauert. Kann man es so verstehen? Ich trauere um die Jahre, die sie nicht mehr mit Marc verbringen kann, um die ungeborenen Babys, um die faszinierenden Fälle, die sie niemals mehr vor Gericht vertreten kann, um die tollen Bücher, die sie nie gelesen hat, um das köstliche Essen, das sie nie gekostet hat, um die Orte, die sie nie zu Gesicht bekommen wird, um die Liebe, die ihr entgeht. Um all das trauere ich.

Meine Gedanken wandern umher und kehren immer wieder hierher zurück. Wie unfair es ist.

4 Uhr 45.

Und dann schlafe ich wieder ein.

»Mommymommymommymommy«, ruft Rachel.

6 Uhr 01.

Rachel streckt mir die Arme entgegen, damit ich sie hochnehme, sie hopst in ihrem Bettchen auf und ab und lacht mit weit geöffnetem Mund, als sie mich sieht. Als ich ihren Duft einatme, steigt mir ihre süße Babywärme in die Nase. Ihre seidigen, feinen Haare kitzeln meine Wange.

Ich drücke sie an mich, so fest, als könnte ich eine Extraportion Leben in sie hineindrücken und sie vor allem Unglück bewahren.

»Ich liebe dich, Mommy«, sagt sie. »Granola essen?«

»Klar. Mit Kirschen und Walnüssen.«

»Yippppiiiiiii!«

Ich stelle sie auf ihre Wickelkommode und knöpfe ihren Pyjama zwischen den Beinen auf. »Meinst du, du bist jetzt alt genug für die Große-Mädchen-Hose? Wie Mommy eine anhat? Willst du das mal ausprobieren?«

»Wie Mommy?«

»Ja, genau wie Mommy.« Wir haben uns auf diesen Tag vorbereitet, und Rachel war inzwischen auch schon ein paarmal auf dem Töpfchen.

»Ja.« Sie macht große Augen, und ich hole die Hose aus dem Regalfach, wo sie bereits wartet, ziehe sie Rachel an und hebe sie von der Wickelkommode.

»Okay. Dann zeig mal, wie man sie runterzieht.« Natürlich weiß ich, dass sie es kann, und sie tut es prompt und mühelos.

»Schau, Mommy, kein Problem.«

»Okay. Wenn du aufs Töpfchen musst, sagst du Mommy Bescheid, dann helfe ich dir. Oder du kannst auch ganz alleine gehen.«

»Jetzt essen?«

Wenn sie aufwacht, ist sie immer halb verhungert. Ich nehme ihr Töpfchen mit ins Esszimmer. Rachel hält sich am Geländer fest und steigt, einen Fuß pro Stufe, die Treppe hinab. Dass sie ins Schwimmbecken gesprungen ist, in meine ausgebreiteten Arme, ist eher untypisch für sie, denn normalerweise ist sie ausgesprochen vorsichtig.

»Du bist meine kleine Meerjungfrau«, habe ich lachend gerufen.

Das Granola mache ich selbst, röste Haferflocken mit Leinsamen, Weizenkeimen und Sonnenblumenkernen, beträufle alles mit Honig oder Ahornsirup, streue Zimt darüber und mische etwas Wasser bei. Manchmal gebe ich Mandelextrakt dazu, manchmal Vanille. Dann röste ich die Mischung vierzig